

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1943

1.6.1943 (No. 126)

Verlag und Schriftleitung
Verlag: Badische Presse, Grenzmarkt-Druckerei und Verlag G. m. b. H., Karlsruhe (Baden), Verlagsgebäude: Kaiserstraße 28, Fernsprecher 9550-53, nachts nur 9552, Hauptgeschäftsstelle, Schriftleitung u. Druckerei: Waldstraße 28, Postfachkonto Karlsruhe 19800, Telegramm-Adresse: Badische Presse, Karlsruhe. Bezirksausgabe: Hardt und Ortenau, Rund 500 Ausgabestellen in Stadt und Land, Geschäftsstellen in Rehl, Baden-Baden, Bruchsal u. Offenburg. Die Weitergabe eigener Berichte der Badischen Presse ist nur bei genauer Quellenangabe gestattet. — Für unüberantwortete Beiträge übernimmt die Schriftleitung keine Haftung.

Badische Presse

und
Neue Badische Presse Handels-Zeitung Badische Landeszeitung
General-Anzeiger für Südwestdeutschland

Bezugs- und Anzeigenpreise
Bezugspreis: Monatlich 2.— RM. Im Verlag oder in den Zweigstellen abgeholt 1.70 RM. Auswärts 2.— RM. Bei der durch Boten 1.70 RM. einmal, 12.5 RM. Beförderungsgebühr zusätzlich 30 RM. Fernsprechtarif 18.0 RM. Beförderungs-Gebühr und 36 RM. Aufschlag. Bei der Post abgeholt 1.70 RM. — Abbestellungen nur bis zum 20. des Monats auf den Monatsheften — Anzeigenpreis: 3. St. Preisliste Nr. 10 abtita. Die 22 mm breite Millimeterzeile 10 RM. bei Familien- u. kleinen Anzeigen Ermäßigung. Werbeanzeigen: die 46 mm breite Millimeterzeile 65 RM. Bei Mengengrabstücken Nachschlag nach Staffeln, B.

59. Jahrgang / Nummer 126

Karlsruhe, Dienstag, den 1. Juni 1943

Einzelpreis 10 Pf.

Europa und Asien, die neue Kompromißformel

Die Casablanca-Pläne in Washington unter dem Zwang der Ereignisse in West und Ost geändert

AK, Berlin, 1. Juni. England und Amerika haben in den letzten Wochen viel Siegesgeschrei erhoben und vielfach so getan, als hätten sie den Erfolg bereits in der Tasche. Das ist nichts als Kulisse für die eigene Nervosität, für die Ungewissheit der eigenen Pläne und die tatsächliche Gegenfähigkeit. Der beste Beweis dafür liegt darin, daß die zurückliegenden Besprechungen zwischen Roosevelt und Churchill in Washington, wie jetzt unter anderem der Washingtoner Korrespondent der „Daily Mail“ mitteilt, fast von militärischen Meinungsverschiedenheiten beherrscht waren, vor allem von der Frage: „Japan oder Europa zuerst?“ In Casablanca war beschlossen worden: zuerst Europa und hinterher dann Japan. Die Japaner haben durch diese Pläne ebenso einen Strich gemacht, wie der nicht erwartete lange und erfolgreiche Widerstand der heulischen und italienischen Afrika-Kämpfer in Tunesien. Die USA-Definitivität verlangt dringlich, man müsse im Pazifik zupacken, bevor dort alle Stellungen von den Japanern bis zur Unerkennbarkeit ausgebaut seien. „Daily Express“ schreibt: „Gegen uns stehen potentielle Kräfte, die weit größer sind als diejenigen, die wir sofort aufmarschieren lassen können.“ Und in der amerikanischen Zeitung „Philadelphia Inquirer“ stand zu lesen: „In aller Ruhe haben die Japaner die letzten Monate zu Vorbereitungen benutzt. Sicher hat Mac Arthur recht: Eine tiefe japanische Sturmflut kann demnach über den Pazifik rollen. Wir aber wissen nicht, ob unsere Kräfte dort ausreichen, um diese Welle zu brechen oder aufzufangen.“ Nach langem Hin und Her hat man sich auf die neue Formel geeinigt: Europa und Ostasien! Jedenfalls erklärte Churchill vor den Pressevertretern in Washington, man werde sich mit gleicher Kraft dem europäischen und dem asiatischen Krieg widmen und nicht mehr nacheinander, sondern nebeneinander auf

beiden Fronten schlagen. Die „Daily Mail“ will aus erster Quelle wissen, Japans Festland stehe vor einer kombinierten anglo-amerikanischen Luftoffensive, in deren Planung Churchill persönlich eine sehr wesentliche Rolle spielte. So etwas ist allerdings leichter gesagt als getan! Denn wie in Ostasien die Dinge stehen, davon zeugen die täglichen weiteren Fortschritte der Japaner gegen Tschungking. Lord Strabol macht in einem Artikel in der argentinischen Zeitung „Razon“ auf neue Gefahren aufmerksam: Die englische Gegenoffensive gegen Khab in Burma sei gescheitert und Japan klopfe von neuem an die Tore Indiens. Wahrscheinlich würden die Japaner versuchen, über das nordburmesische Gebirge in die indische Provinz Assam einzufallen. Gleichzeitig sei die Lage Tschungking mehr als gefährdet. Tschungking verfüge weder über hinreichende Waffen, noch über Lebensmittel, noch den Japanern standzuhalten. Tschungking sei aber als Basis für die künftigen Offensiv-Operationen unentbehrlich. In Europa ist es Italien, das gegenwärtig einem konzentrierten Angriff von „Bomben und Papier“ — (wie eine italienische Zeitung es ausdrückt) — ausgesetzt ist. Der britische Außenminister Eden hat dieser Tage geäußert, daß der jetzige Krieg „mit allen in unserer Macht stehenden Mitteln“ geführt wird. In Italien antwortete man darauf, man habe auch gar nichts anderes erwartet. Das ganze Land ist von tiefem Schmerz erfüllt über die schweren Schäden, die mancher herrliche italienische Stadt betroffen haben. Aber von den Spekulationen, daß Italien nun „weich“ würde, hält selbst der Londoner „Observer“ nicht viel, der feststellt, „immer noch liegt das Hauptproblem in der Moral des italienischen Volkes“.

Ein Blick hinter die Sowjetfront

Sowjetisches Schicksal im Spiegel eines Briefes einer Kommissarsfrau

PK. Der eiserne Vorhang der Front verdeckt den Blick in das Land des Gegners. Zu dem Denken und Empfinden der Menschen da drüben geht keine geistige Brücke mehr. Nachdem eine blutige Revolution alles Humane an ihnen ausgelöscht hat, sind sie nun fast ein Menschenalter eingeschlossen in ein fadenloses System luedner der Herrschaft, hermetisch getrennt von jeder anders denkenden Umwelt und noch bis in die feinsten Verzweigungen hinein von Agenten auf ihre „Zuverlässigkeit“ beipflegt. So ist uns ihr Leben fremd geworden als das erotischer Völker. Ihre Gefangenen, die von den vordersten Linien nach hinten ziehen, blicken grau und stumpf vor sich hin, wie die vom Schicksal Geißelten in aller Welt; und wenn sie erst etwas Fuß gefaßt haben in den neuen Verhältnissen, ist ihnen schon das meiste faun noch gegenwärtig, was ihnen unter den Sowjets alltagsgewohnt war. Den gleichen Eindruck machte die vom Bolschewismus befreite Zivilbevölkerung, die sich, sei es im Uferland, sei es in einer schon geschrittenen neuen Ordnung lebend, selbst noch des Bergangenen zu erinnern scheint. Nur Bruchstücke sind es, die wir aus diesem rätselhaften Bereich bisher erfassen konnten. Kleine Fesseln, vom Winde herangeweht und vom Lode zurückgelassen; Briefe und Notizen in Tagebüchern, Fotos und Karten von Verpöngten und Gefallenen, erbeutet vor einem deutschen Panzertropps, ohne Ordnung und Ueberblick übernommen und mühsam von dem Dolmetscher ausgemerkelt, bis aus den Teilen doch wieder der Hauch eines Lebendigen, der Atem vor Wind und Leid, Angst und Zuversicht, Wahrheit und Lüge uns anweht — buntschillernde menschliche und auch un menschliche Zeugnisse eines großen, bebenden, niedergedrückten und doch ungemein zähen Willens einer fremden und gegen uns aus äuserer aufgestauten Welt. „Was ich den Brief geschrieben habe, habe ich zwei Freisen abgeschrieben. Nur ist mir leichter zumute, Auf Wiedersehen, ich küsse Euch. Dein Mann J. J. Auf Wiedersehen, Kinder, bis zu dieser Stunde bin ich am Leben. Kosja und Schurik, übergebt Fedja persönlich einen Gruß von mir.“

Dejouders typisch ist die Schilderung des Lebens im Sowjetreich, die sich in einem Briefe einer Kommissarsfrau an ihren Mann ergibt, da es sich hier um Angehörige der sowjetischen Oberschicht handelt. Das Ehepaar ist ukrainischen Volkstums und hat ein lechsjähriges Töchterchen. Bei Kriegsausbruch nahm der Mann gerade an einem Kurium für höhere politische Führer an der Engels-Schule für Kriegswesen und Politik in Leningrad teil. Er ging als Kommissar zur Armee, Frau und Kind wurden in die Gegend von Orenburg verschickt, etwa 130 Kilometer östlich von Kuzbass. Die Familie verlor dadurch die Verbindung untereinander, und die Frau erfuhr nicht, daß ihr Mann vermundet wurde, daß er vier Monate lang, erst in Stalingrad, dann in Moskau, in einem Lazarett lag und danach (ohne Urlaub) wieder als Regimentskommissar an die Front gehen mußte. Erst im April 1942 fanden sich die beiden Gatten brieflich wieder. Nach dem Inhalt der Briefe aber kann nicht angenommen werden, sie hätten aus Gleichgültigkeit nichts voneinander gehört.

„Ich rege mich, offen gelagt, sehr auf“, schreibt die Frau, „und habe, wenn Briefe antommen, unwillkürlich den Gedanken: Wenn doch nur mehr kämen, möge dieser doch nicht der letzte sein! Unsere Tochter war krank, hatte Plethypus, ist jetzt aber schon wieder drei Wochen zu Hause. Was weiter wird, kann ja niemand wissen. Die Umklebehelfe teilte endlich am 2. April mit, daß Mama, Jura, Wera und Wosotjicha in die Stadt Bobrow (Gebiet Woroneß) übergesiedelt sind, doch fürchte ich, daß sie möglicherweise auch von dort vertrieben worden sind und ich sie noch lange suchen werde.“ (Der Vater der Frau lebt übrigens wieder getrennt in Achschabad, an der iranischen Grenze)... Du fragst wie ich lebe. Es geht knapp zu. Dein Geld (ein Regimentskommissar erhält 1800 Rubel monatlich) hat mir allerdings sehr geholfen.“ (Eine Möglichkeit, die eben nur für eine zahlenmäßig kleine Oberschicht

Das italienische Volk rückt enger zusammen

Wachsende Solidarität in der Stunde der Gefahr - Italien stolz auf seine Armut

Rom, 1. Juni. Man konnte in England kaum auf eine weniger glückliche Idee kommen, sich aus Furcht vor dem Durchbrechen der Fronten zu lassen, das angeblich in Italien herrschen soll. Ein Spaziergang durch irgend eine italienische Stadt genügt, die Grenzmarken wirksam zu widerlegen. Die Schulen sind geschlossen, die langen Ferien des heißen italienischen Sommers haben begonnen. Kinder spielen auf den Straßen, öffentlichen Gärten und auf den Plätzen. Der große Auszug in die Sommerfridde kommt langsam in Gang. Die Erwachsenen gehen ihrer Arbeit nach. In den Geschäften wird verkauft und wenn irgendeine Gruppe junger Leute aufgeregt diskutiert, so hört man in den Gesprächen die Namen der großen Fußballmannschaften, die die letzten großen Spiele ausgetragen haben. Gemüht wird man keinen Augenblick das Bewußtsein los, daß im Hintergrund die Kader rollen. Man weiß es; aber hier von etwas sehen oder hören kann man in Rom nicht. Was man in Rom merkt, ist das Zusammenrücken des italienischen Volkes in der Stunde der Gefahr. Die letzten Kräfte der Sippe von Italien wirken sich aus. Verwandte nehmen Kinder auf für den Sommer, die Bombenflüchtlinge finden Unterstuf bei Verwandten auf dem Lande. Für solche, die zu arm sind und ohne Angehörige, muß der Staat sorgen, und auch da herrscht die freiwillige Initiative. Es gilt, alte Beziehungen zwischen großen Städten und Landgebieten aufzunehmen, die weit in das Mittelalter hineinreichen und die jetzt praktisch bedeutungslos sind. Da ist ein Dorf von Auswanderern einer großen Stadt gegründet worden. Heute nimmt das Dorf, weil die Stadt feindlichen Luftangriffen ausgesetzt ist, 500 oder 600 Kinder her. Städtisch, freiwillig ohne besondere Aufforderung — man rückt zusammen. Der Raum ist eng. Man macht sich eine falsche Vorstellung, wenn man die statistischen Zahlen der 139 Einwohner auf den Quadratkilometer nur so hinuntreibt, denn tatsächlich sind ja diese Hunderte dieser Quadratkilometer nicht nur unbewohnt, sondern auch unbestellbar.

tenitätspunkte in der ganzen Welt, die es jetzt im Geiste der Freundschaft mit den USA teilt. Es gebe keinen Grund, weshalb es diese Flottenstützpunkte nicht auch mit einem „freundschaftlich gestimmten Sowjetrußland“ teilen solle.

Emigranten-Regierungen verlassen London

Sofia, 1. Juni. Dem Beispiel der griechischen Exilregierung folgend, werden nun auch die polnische und die jugoslawische Exilregierung London verlassen und nach Kairo überziehen, wie von dort gemeldet wird.

Bomben entscheiden nicht den Krieg

Lissabon, 1. Juni. In England und den USA sollte man endlich die Illusion aufgeben, daß der Krieg durch konzentrierte Luftangriffe allein gewonnen werden könne, erklärt der frühere Berliner Vertreter des Columbia-Broadcasting-Systems, Bill Shirer. Die meisten Luftbombardements auf deutsche Städte dürften nur als Experiment gewertet werden. Noch immer nicht könnten die Achsengegner solche Massenangriffe von Bomben gegen Deutschland regelmäßig durchführen.

„Weder England noch die Vereinigten Staaten besitzen heute eine so große Reserve an schweren Bomben, um derartige Luftangriffe zu einer ständigen Einrichtung zu machen“, stellt der bekannte USA-Journalist fest.

Englische Flugblätter für spanische Dampfer

E.H. Rom, 1. Juni. Nach einer Meldung der „Tribuna“ aus Madrid haben in diesen Tagen englische Flugzeuge auf die in den spanischen Gewässern verkehrenden spanischen Dampfer zahlreiche Flugblätter abgeworfen, in denen davon gewarnt wird, ab 1. Juni in einer bestimmten, als gefährlich bezeichneten Zone zu fahren. Jedes dort eingetroffene Schiff werde als feindliches behandelt werden.

Gestern wieder 51 Sowjetflugzeuge abgeschossen

Aus dem Führerhauptquartier, 1. Juni. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: An der Ostfront verlief der Tag bis auf örtliche Kampfzätigkeit am Kubanbrüdenkopf im allgemeinen ruhig. Starke Verbände der Luftwaffe griffen sowjetische Panzer- und Infanterieverbände im Raum westlich Krasnodar an und bekämpften mit gutem Erfolg Batterie-Stellungen und Nachschubstützpunkte des Feindes im mittleren und nördlichen Frontabschnitt der Ostfront. Die Sowjets verloren gestern 51 Flugzeuge. Zwei eigene werden vernichtet. Im Mittelmeerraum vernichtete die Luftwaffe gestern acht mehrmotorige feindliche Flugzeuge. Ein Verband schwerer deutscher Kampfflugzeuge bombardierte in der vergangenen Nacht das Hafengebiet von Soule. Ein deutsches U-Boot verjagte im Atlantik ein feindliches Handelschiff von 8000 BRT.

Sehr lebhaftes Stoßtrupptätigkeit

Berlin, 1. Juni. Im mittleren Abschnitt der Ostfront ist die feindliche Stoßtrupptätigkeit in den letzten Tagen sehr lebhaft geworden. Obwohl die Bolschewiken teilweise mit starken Kräften und nach heftiger Artillerievorbereitung angriffen, konnten sie bisher in keinem Fall ihr Kampfsiel, Gefangene einzubringen, erreichen. Den stärksten Stoß führte der Gegner am 29. Mai im Raum Suchintschicht mit etwa 300 Mann. Es gelang ihm an einer Stelle in den vordersten Graben einzudringen. Vor dem sofortigen Gegenstoß niederländischer Grenadiere mußte er sich aber wieder eilig zurückziehen. Dabei liegen die Bolschewiken über 50 Tote in den Hindernissen liegen und konnten nicht verhindern, daß zahlreiche bolschewistische Schützen abgeschossen und entwaftet wurden.

Der 70. Terrorangriff auf Neapel

Rom, 1. Juni. Nach dem italienischen Wehrmachtbericht vom Montag waren feindliche Flugzeugverbände am Sonntag zahlreiche Bomben auf die Stadt Neapel, die ihren 70. Luftangriff durchführte, auf Ortsteilen Sardinens und die Provinzen Foggio, Bari und Potenza ab. In Neapel entstand beträchtlicher Schaden an öffentlichen und privaten Gebäuden. Sechs viermotorige Flugzeuge wurden abgeschossen. Bei Angriffen auf die Insel Pantelleria verlor der Gegner neun Flugzeuge. Ein weiteres Flugzeug wurde von unseren Jägern abgeschossen und stürzte ins Meer.

Juden befürworten sowjetische Dardanellen-Pläne

Rom, 1. Juni. Wie Stefani berichtet, beschäftigt sich die jüdische Presse Palästinas in letzter Zeit auffällig häufig mit der Dardanellen-Frage. Das Abkommen von Montreux wird nun als eine provisorische Lösung bezeichnet. Eine endgültige Regelung müsse noch erfolgen. Die Zeitung „Ha Boker“ stellt geradezu die Forderung nach einer Revision des Abkommens von Montreux im Sinne einer Erfüllung der sowjetischen Wünsche, die Meerenge im Friedens- und Kriegszustand für Handels- und Kriegsschiffe der UdSSR ständig geöffnet zu sehen. In arabischen politischen Kreisen Palästinas bringt man diese sowjetfreundliche Propaganda in Verbindung mit der in letzter Zeit stark bemerkbaren Annäherung der jüdischen Journalistentreife Palästinas an Sowjetkreise. Die Vermutung liegt nahe, daß die Sowjets sich der jüdischen Presse Palästinas als Sprachrohr für ihre Wünsche und Forderungen hinsichtlich der Dardanellen bedienen.

Dazu kommt hinzu, daß Tausende von Auswanderern sowie von Kolonisten aus Ost- und Nordafrika inzwischen wieder in die Heimat zurückgekehrt sind. Wenn der Duce mitteilen konnte, daß trotzdem die Spanne Zeit der vorjährigen und bevorstehenden Ernte überbrückt werden konnte, so war das ein erklärtes Wort. Es geht nicht um das Vorhandensein der Nahrungsmittel allein. Die Verbesserung ist in den Gebieten Italiens ein ganz anderes Problem, als in ebenen Ländern. Für die Erfassung der Erträge sind neue Behörden bei den Provinzorganisationen des Landwirtschaftsministeriums geschaffen worden, die dafür sorgen, daß Ernte und Erzeugung der Lebenshaltung der Allgemeinheit zugute kommen.

Das Zusammenrücken des italienischen Volkes im engen Raum des Mutterlandes hat also keine Unordnung gebracht. Es erwachen dadurch Anregungen für die alten Tugenden dieses Volkes: Einschränkung, zu sparen, für einander zu sorgen und für Italiens staatliche Einheit zusammenzustehen. Italien, so sagte der Schreiber dieser Zeilen, ein hoher italienischer Beamter, ist immer arm gewesen, aber es ist stolz auf seine Armut.

Treffen zwischen Stalin und Churchill?

Stockholm, 1. Juni. Ein Treffen zwischen Stalin und dem britischen Ministerpräsidenten Churchill betrachten Moskauer politische Kreise für die nächste Zeit als höchst wahrscheinlich. Die britische Liebedienerei vor den Sowjets geht bereits soweit, daß „Observer“ für die Ueberlassung britischer Stützpunkte an die Sowjets eintritt. Das Blatt empfiehlt eine „enge konstruktive Zusammenarbeit“ zwischen den Westmächten und Sowjetrußland, die sich nicht auf militärische Fragen beschränken dürfe, sondern auch die Teilung kriegswichtiger Rohstoffe, den Austausch von Erfindungen und den gemeinsamen Ausbau von Luft- und Flottenstützpunkten einschließen müsse. Naturgemäß fährt der „Observer“ fort, müßten im Rahmen dieser Allianz auch Sowjetrußlands „traditionelle Interessen“, die sich im Osten wie im Westen, sowie der Zugang zu eisigen Gewässern, beachtet werden. England besitze Flot-

besteht. „Habe für einen Monat Kartoffeln gekauft, ein halb Kub Weizen (16 Pfund), eine Fuhre Holz. In der Militäreinkaufsstelle ist Seife vorrätig, wahrscheinlich wird sie auch verteilt werden. Es ist aber schwer, daranzukommen. Wir sind sehr viele; Militärverkaufsstellen gibt es aber nur zwei. Die eine ist für die Fliegergarnison, die andere für die verchiedenen Offiziersfrauen.“ (Auch hier wird wieder die ausgesprochene Bevorzugung der herrschenden politischen Schicht deutlich.) „Auf dem Markt sind aber wahnsinnige Preise. Ich weiß nicht, wie wir in diesem Jahre zu Brennholz kommen sollen. Der Kommissar sagt, wir sollen selbst in den Wald gehen und Holz machen. Er würde dann ein Pferd stellen und denen, die Holz gesammelt hätten, es zuerst zuführen lassen. Wir haben das auch getan. Nun sagt der Kommissar wieder, daß die Pferde pflügen. Wir sitzen und warten. Wenn es jetzt nicht zur Anfuhr kommt, bleiben wir ohne Holz, und ich friere dann tot. Auf dem Markt ist das Holz unerträglich. 1500 Kubel das Kubikmeter. Butter kostet 120 Kubel das Pfund, Schweinefleisch 200 Kubel das Kilo, zehn Eier 40 bis 50 Kubel, Hühner 250 Kubel das Kilo.“

Zwar, fügte die Frau hinzu, sei schon alles sehr viel billiger geworden, und sie hoffe, daß die Preise noch weiter sinken würden. Aber das mag mit einem Seitenblick auf die Jenuer geschrieben sein, die diesen Brief ja liest, ehe er an die Front geht; und die Gattin eines Regimentskommissars kann ihren Mann nicht gut kompromittieren. Aus dem gleichen Grunde aber darf man annehmen, daß die Preise wirklich so hoch sind, denn hierbei in einem Briefe zu übertreiben, dürfte für den Schreiber gefährlich sein. Zwar mag ein Erwohner mit einem Kind bei einem Einkommen des Mannes von 1800 Kubeln monatlich auch unter diesen Verhältnissen noch einigermaßen auskommen können — und nur deswegen waagt es die Frau wohl auch, davon zu schreiben —, für die breite Masse leben sich die Verhältnisse aber sehr viel anders an. Ein Unteroffizier der Sowjetarmee im dritten Dienstjahr erhält mit Frontzulage 130 Kubel monatlich, ein Sergeant (Feldwebel) 200 Kubel. Das ist noch nicht einmal der Gegenwert für ein Kilo Butter. Davon aber hat eine ganze Familie zu leben, wobei man voraussetzen darf, daß gerade in der bevölkerungsreichen Sowjetunion die verheirateten Korporale in der Regel mehr als ein Kind haben werden. Zwar gibt es auch in der Sowjetunion Lebensmittelkarten: neben immerhin 400 Gramm Brot täglich stehen dem einzelnen in der Woche 250 Gramm Fleisch und 100 Gramm Fett zu — auf dem Papier. Noch bei jeder Lebensmittelkarte, die aufgefunden wurde, waren zwar die Brotabschnitte abgetrennt (Brot ist die Grundlage der russischen Ernährung, in ganz anderem Umfange als bei uns), alle andern Abschnitte aber waren verfallen. Es wurde einfach nichts dafür ausgegeben; nur auf dem (im Grunde für jüdische Spekulationsgeschäfte gebildeten) „freien“ Markt läßt sich zu unerwünschten Preisen einiges kaufen — von den Gattinnen hoher Kommissare, bleibt hinzuzufügen; denn die einfachen Soldatenfamilien müssen ihr Leben von der Arbeit der Frauen und der größeren wie kleineren Kinder und vom Austausch der letzten Fähigkeiten freileben, wobei in einem System trasser sozialer Ungerechtigkeit die Arbeitskraft auf ganz „natürliche“ Weise durch den Hunger nämlich, bis zum letzten mobilisiert wird.

„Ich habe es“, schreibt die Frau des Kommissars ihrem Mann, „hant Dir, nicht so schwer, aber andere leiden sehr, verkaufen ihre letzten Sachen. Oh, lieber Roma, wenn ich nur zu Hause wäre! Ich habe nicht einmal genügend Egeleir. Alles ist entweggegangen, und auf dem Markt kostet ein kleines Tetelchen 30 bis 40 Kubel, ein Glas oder eine Tasse ebenfalls, ein Petroleumtopf 400 Kubel. Kleider will ich nicht verkaufen, da ich keine übrig habe. So versuche ich, mit Tougheir anzukommen. Ein Wöfel ist zerbrochen. Ich habe nur noch zwei ... Vom 1. Mai an werden die, die nicht arbeiten, keine Brotkarten mehr erhalten. Es soll auch eine Verfügung geben, wonach auch jene Brotkarten erhalten, die keine Kinder ohne Aufschubmöglichkeit haben. Hier hält man sich aber nicht genau an die Verfügungen. Auf der Landstraße arbeitete ich im vorigen Sommer, um meinen Lohn in den Verteilungsfonds zu geben, ohne Rücksicht darauf, daß ich niemand hatte, bei dem ich mein sechsjähriges Kind lassen konnte. So war es allein, bis es Blutdurchfall bekam. Damals durchlebte ich schwere Tage! Ach, wenn ich Mama hier hätte oder irgend jemand von den Verwandten oder Deine Mutter. Wo mag die Arme jetzt sein? ... Lieber Komatschka, warum schreibst Du mir, daß ich mich auf einen zweiten Winter vorbereiten soll? Werden wir denn noch einen zweiten Winter hierleben? Ich kann mir das nur schwer vorstellen.“

Es folgen immer wieder jätliche Worte für den Mann, Schilderungen von dem Kind und Klagen über die Ungewißheit des Schicksals der anderen Angehörigen: „Ich habe alle Hoffnungen verloren, die Meinigen wiederzufinden. Vielleicht sind sie nicht mehr am Leben. Wie gebührend habe ich monatelang auf Nachricht von ihnen gewartet. Wo soll die Gebuld jetzt noch herkommen? Ich fühle mich eben sehr schlecht, habe kein Geld. Die Teuerung ist beängstigend, ich will nichts verkaufen, habe auch nichts übrig.“

Inzwischen sind dann unter den Schlägen der deutschen Offensive bis zum Herbst vorigen Jahres auch die Preise im Uralgebiet immer angestiegen. Das Kilo Fleisch kostete nun 400 bis 500 Kubel, zehn Eier 100 Kubel, ein Liter Milch 40 Kubel — wobei man immer die Spanne sehen muß von den 1800 Kubel monatlichen Haushaltsgeldes der Kommissarsfrau zu den 130 bis 200 Kubeln, die den breiten Volksschichten, mit dem Ernährer im Felde, im Monat zur Verfügung stehen. Alle Nahrungsmittel werden für die Wehrmacht und die Rüstungswirtschaft vorweggenommen, und ebenso gibt es kaum noch einen zivilen Personen- und Gütertransport, ein weiterer Grund, weswegen die auseinandergerissenen Familien sich nicht mehr zusammenfinden. Es kommt auf sie ja auch gar nicht an. Ihr menschliches Glück steht außerhalb jeder Ueberlegung.

Nach weitere Farben wären diesem Bilde hinzuzufügen. Die Seele dieser Menschen könnte nur noch widersprüchlicher darin erscheinen. Wie viele Schichten liegen da nicht übereinander: die alle, aus der vorbolschewistischen Zeit, dem Auge des Westeuropäers schon unüberwindlich genug; dann die mit dem Schreden der Revolution und Hungerjahre und dem Zwang des bolschewistischen Systems, schließlich, als jüngste Schicht, die einer Jugend, die in dieser völlig isolierten Welt aufgewachsen ist. Man wird sich darum hüten, sofort von natürlicher Verbundenheit bei ihr wie bei den Älteren zu sprechen, denn dagegen stehen auch die Erfahrungen mit diesen Menschen in dem von uns gefürhten Bereich. Doch wer kann sagen, wo da drüben die Grenze verläuft zwischen den garten und menschlichen Gefühlen und der starren Rede aus Furcht und Haß oder schuldloser Vertrennung? Nur eines wird schon in diesen Zeilen deutlich: die Gewalt einer Unterdrückung, die unter der trügerischen Parole der Klassenlosigkeit der menschlichen Gesellschaft die breite Basis der eigenen Völker bis zu dem denkbar höchsten Grade ausgebeutet und all ihre ungenutzten seelischen Kräfte durch eingetriebene Furcht und Verbildung zu einer Weltgefahr gesammelt hat.

Industrielle Schuhreparatur

Auf Anregung des württembergischen Wirtschaftsministeriums hat eine Erfurter Schuhfabrik bereits vor zwei Jahren einen ihrer Betriebe auf Schuhreparatur umgestellt, um einer Welle von Erien, die infolge des Krieges keinen Schuhmacher mehr haben, die Möglichkeit zur Wiederbeschaffung von Schuhen zu bieten. Die Kundenzahl dieser Reparaturwerkstatt ist inzwischen auf über zweihunderttausend gestiegen. Ein zweiter Betrieb ist von derselben Firma nunmehr in Weida in Thüringen für zunächst 20 000 Kunden eingerichtet worden, eine dritte Werkstätte ist in Götting geplant. In den einzelnen Erien sind Kundenscheine eingerichtet. Durch eine rationelle Organisation der Herstellung, Bearbeitung und Rückgabe können die Kunden nach 14 Tagen mit dem Empfang des reparierten Schuhwerks rechnen.

Verlag und Druck: Badische Presse, Grenzmarkt-Druckerei und Verlag GmbH, Verlagsleiter: Arthur Briel, Hauptvertriebsleiter: Dr. Carl Caspar, Expedient in Karlsruhe.

„Den heiligen Haß verbreiten, Eure Aufgabe!“

Der Duce vor verwundeten Achsen-Kameraden - „Die Ereignisse gehorchen einem höheren Willen“

Rom, 1. Juni. Eine Gruppe von 400 italienischen Kriegesbeschädigten, die zusammen mit einer Gruppe deutscher Verwundeter einige Wochen der Erholung in Badoorten der adriatischen Küste zugebracht hatten, besuchte die Stadt Forli und den Heimatort des Duce, Predappio. Nachdem sie an den Gräbern der Eltern des Duce sowie des tödlich verunglückten Sohnes des Duce, Bruno Mussolini, geweiht hatten, erschien überraschend der Duce unter ihnen.

Der Duce wandte sich in Worten des tiefsten Mitgeföhls an die Verwundeten und hob hervor, daß sie, die bisherigen Kämpfer an der äußeren Front, nunmehr zu Kämpfern an der inneren Front geworden seien, wo es ihre Aufgabe sei, diejenigen Egen zu strafen, die sich auch jetzt noch Eibildungen über die Grobmütigkeit des englischen und amerikanischen Gegners hingeben. „Eure Aufgabe ist es“, rief der Duce den Verwundeten zu, „den heiligen Haß gegen den Feind zu verbreiten. Jede Nachgiebigkeit wäre ein Verraten und ein Verrat am Vaterland. In solcher Weise leistet Ihr Euren Auftrag am Kampf um das Ziel, nach dem wir mit unserem allerheiligsten Glauben streben.“ Wie aus einem Munde schallte dem Duce auf seine padenden Worte der Kampfruf der Italiener „Vinceremo“ (Wir werden siegen) entgegen.

Anschließend wandte sich der Duce in deutscher Sprache an die deutschen Verwundeten und unterricht in seinen Worten die unauslöschbare Kampfgemeinschaft der beiden Völker in Waffen.

Der Leiter des italienischen Schwerverletzten-Verbandes,

Carlo Delcorig, wies in einer Kundfunkansprache auf die Verbundenheit des Schicksals des Einzelnen mit dem der Gesamtheit hin und betonte, daß die vom Feind gemachten Versprechungen, die zwischen Volk und Regierung untergehen wollen, im italienischen Volk nicht verfangen. Angebroht werde Italien die Befreiung seiner Städte, versprochen werde ihm die Freiheit, in einem vom Feind besetzten Lande unter der Fuchel von dessen Kriegesrichtern zu leben, ausgehört werde es zur Rebellion. Um auf die Androhung der Fremdherrschaft eine Antwort zu geben, brauche man nur an die Aufgabe der öfter gestürzten und immer wieder erstandenen ewigen Stadt zu erinnern, die dazu bestimmt ist, die Beziehungen zwischen Religion, Sittlichkeit und Gerechtigkeit aufzustellen und aufrechtzuerhalten. „Daher fürchten wir die Zukunft nicht.“

„Dieser Krieg des Unvorhergesehenen hat bewiesen“, so schloß der Führer des Schwerverletzten-Verbandes seine Ausführungen, „daß die Ereignisse einem höheren Willen gehorchen, daß die Ereignisse Vorzeichen sind, wie das Leben Schidung. Der Krieg hat bewiesen, daß die Zukunft denjenigen Völkern gehören wird, die im Auf und Ab der Geschichte weniger hochmut, dafür aber mehr innere Haltung gezeigt haben. Wie auch immer die Wirbel fallen mögen, wer aus einer Belastung eine Kraft gemacht hat, wird nicht untergehen. Je mehr Italien getroffen und verfolgt wird, je mehr Italien in Veruchung geführt und beleidigt wird, desto folger sind wir auf Italien, um so sicherer sind wir der Zukunft.“

Washington ist ein Zollhaus geworden

50 000 Sekretärinnen zugereist - Täglich kommen 100 000 Menschen an - Geschlafen wird in drei Schichten Das Hauptquartier des Papierkrieges der 1000 Millionen Schiffstücke

H.J. Madrid, 1. Juni. Die amerikanische Bundeshauptstadt Washington hat im Laufe dieses Krieges nach Meldungen der U.S.A. Presse die wertwüchsigsten Wandlungen durchgemacht. Während New York verödet, während sich seine Einwohnerziffern verringern, hat sich die Zahl der Bewohner von Washington verdoppelt. Mit der einstigen Vornehmheit ist es vorbei, und die „Ghettosche Mauer“, die die Bundeshauptstadt früher gern um sich zog — so liest man in der Zeitung „Coronet“ — ist gefallen. Washington wurde im Verlauf des Krieges ein Taubenschlag. Keine Stadt der Welt ist heute von soviel innerer Unruhe erfüllt wie Roosevelt's Metropole. Es ist nicht mehr die Hauptstadt der U.S.A. — so sagt man in Amerika —, sondern die Hauptstadt des amerikanischen Präsidenten. Sie hat sich allerdings im Zuge dieser Entwicklung sehr zu ihrem Nachteil entwickelt. Im Reiseverkehr, in der Ankunft und in der Abfahrt von Personen schlägt sie jeden Rekord, was Städte ihrer Größe anbelangt. 100 000 Menschen kommen täglich an und fahren wieder ab und die Zahl der täglich ankommenden und wieder abreisenden Flugpassagiere beträgt 2500. Washington ist über Nacht eine Millionenstadt mit allen Schattenseiten dieses überhöhen Wachstums geworden. Es zog allein ein Heer von Stenotypistinnen zu. Von 85 000 neuen Angestellten des vergangenen Jahres waren 50 000 Sekretärinnen. Es heißt, daß diese Zahl sich monatlich noch um weitere 10 000 vermehrt. Mit den Menschen haben sich aber nicht die Wohnungen vermehrt und Washington gilt heute als die Stadt mit der größten Wohnungsnot in den U.S.A. Nicht nur, daß das Schlafen in drei Schichten gang und gäbe geworden ist und auch hier die Betten nicht mehr kalt werden, es wundert sich heute schon niemand mehr darüber, daß Tausende von Menschen in Zelten, in Bretterverhöhlen, in Kellerlöchern und in wintlichen Kumpelkammern hausen. Es hat eine Spekulation in Wohnungen und Häusern um sich gegriffen, daß alle Gehaltsböhungen illusorisch wurden.

Mit dem Heer der Angestellten ist auch der Papierkrieg in den U.S.A. in einem nicht mehr zu übersehenden Maße eingezogen. Man erzählt sich, daß in Washington 1000 Millionen Schriftstücke der Beamtenschaft harren und daß ein Aktensaal mit Sälen in einem Umfang von 200 Hektar gebaut wurde. Aber die Zahl der Sekretärinnen reicht immer noch nicht aus, um den Papierkrieg stetig zu bedienen. Eine Folge dieser Menscheninflation ist, daß der Schwarzhandel vor der Nase des Präsidenten grösste Läge aufzuführen kann. Es gibt nicht genug Geschäfte, nicht genug Restaurants und zu wenig Hotels, es fehlt an Köchen und Köchinnen, an Fleischern, Bäckern und Handwerklern aller Art. Man denkt sich schon nichts mehr dabei, wenn man vor den Ghettoschen Schläge stehen muß. Es werden mittags Wetrennen veranstaltet, wer zuerst am Tisch sitzt. Wer zu spät kommt, geht leer aus. In den Wohnungen tochen vier bis fünf Zimmergenossinnen auf einem elektrischen Kocher. Es sind Zustände wie in der Sowjetunion, stellte kürzlich eine Zeitung fest. Daß die Hygiene unter dieser pöhlischen Ueberbevölkerung leiden mußte, liegt auf der Hand. Die Anzeigepflege nimmt überhand. Von 5000 Katten, die kürzlich gefangen und getötet wurden, waren nach Feststellung der zuständigen Stellen zweidrittel Träger von Typhusbakterien. Man befürchtet wieder eine Epidemie, wie sie bereits einmal im Jahre 1928 Washington heimgesucht hat. Der einträglichste Beruf, so liest man, sei der der Verste. Die Moral hat einen ungewöhnlichen Tiefstand erreicht. Die neuen Angestellten und Sekretärinnen sind zum großen Teil nach Washington gekommen, um sich zu amüsieren. Sie sitzen bis nachts in verbotenen Lokalen, die mit dem starken Bevölkerungszuwachs wie Pilze aus der Erde geschossen sind. Washington ist ein Tollhaus geworden, und die Polizei hat größte Mühe, der Verbrecher Herr zu werden, die sich zum nicht geringen Teil aus dem weiblichen Geschlecht rekrutieren. Die Verhältnisse sind den Behörden völlig über den Kopf gewachsen.

Das Tauziehen der Verrätergeneräle

Bichy, 1. Juni. Die Zusammenkunft Giraud — de Gaulle in Alger bildet den Gegenstand einer halbamtlichen Auslassung, die am Montagabend in Bichy ausgegeben wurde. „Dieser Begegnung“, so heißt es darin, „sind sechs Monate lange ausführliche Verhandlungen, Notenwechsel und spezielle Missionen vorausgegangen, ohne daß ein Einverständnis erzielt werden konnte, obwohl man damals in Casablanca bereits von einer Tatfache gesprochen hat. Auch diesmal hat die Zusammenkunft Giraud — de Gaulle, die sechs Wochen immer und immer wieder betragt wurde, schließlich nur auf das Drängen Roosevelt's und Churchills stattgefunden. Wenn man esfaßt“ — so schließt die halbamtliche Auslassung — „daß nach neuen mühsamen Verhandlungen ein Aktord im Geiste der Persönlichkeit erzielt werden konnte“, so bedeutet das in keiner Weise daß die persönlichen Realitäten zwischen den beiden Generalen ihr Ende gefunden haben.

Die für Montagmorgens festgesetzte Konferenz zwischen Giraud und de Gaulle hat ungefähr drei Stunden gedauert. Ueber die Resultate dieser Besprechung wurde noch nichts bekanntgegeben. Gleichzeitig wird in Alger mitgeteilt, daß nach einem zwischen Giraud und de Gaulle getroffenen Abkommen, ein gemeinsamer Vertreter nach Washington geschickt werden solle. Dieser Vertreter ist der Senator Marojelli, der sich vor einiger Zeit de Gaulle angeschlossen hat.

Der Londoner Korrespondent von „Stockholms Tidningen“ hebt den sehr formellen Charakter der Begegnung hervor. Nach dem „Times“-Korrespondenten in Alger haben es beide Generale verniedien, die Stadt Alger zu verlassen, als sie sich zu dem Ort der Besprechung begaben. Nur eine französische Ehrenwache und einige wenige offizielle Persönlichkeiten sowie die Presse waren bei dem Ereignis zugegen. Wie aus dem „Times“-Bericht weiter hervorgeht, war keiner der führenden allierten Vertreter persönlich anwesend. Daß die Einigkeit zwischen Giraud und de Gaulle nicht gerade sehr groß ist, geht deutlich aus einem Bericht der United Press hervor. Dieser U.S.A.-Agentur berichtet nämlich, daß de Gaulle und Giraud bei ihrer ersten Begegnung „wenig persönliche Wärme“ zeigten. De Gaulle habe erklärt, daß es „noch genug Diskussionen geben werde“. Er sei auch enttäuscht, daß es noch eine Zensur in Algerien gebe.

Tschungling verfügt noch über 7 Millionen Mann

Schanghai, 1. Juni. Wie stark ist Tschungling? Wie stark ist zunächst die Armee Tschunglings? Immer wieder werden verwirrende Berichte über Tschunglings militärische Stärke in der Welt verbreitet. Angesichts der Weiträumigkeit des Landes und des Fehlens einer einheitlichen Kontrolle, aber auch wegen der großen Anzahl irregulärer Einheiten, deren Mitglieder sich aus Guerillakämpfern in Bauern verandeln und, wenn nötig, aus Bauern in Guerillakämpfer, ist es außerordentlich schwierig, die numerische Stärke der Tschunglingarmeen auch nur nach Hunderttausenden korrekt wiederzugeben. Ich bin aber der Ueberzeugung, daß Tschunglings Generalstabsober, Dschingchin, an dem Glauben selbst naiver Leute zu große Ansprüche stellte, als er im Sommer vorigen Jahres Tschunglings Streitkräfte mit über 20 Millionen Mann angab, von denen vier Millionen angeblich in 250 Divisionen aufgestellt seien, während der Rest als nationale Armee eine Art zweite Verteidigungslinie bilde.

Schätzt man die Bevölkerung der unter Tschunglings Kontrolle stehenden Gebiete auf 150 Millionen Menschen, dann mag es möglich erscheinen, 20 Millionen Mann für die Truppe zu mobilisieren, vorausgesetzt, daß Tschunglings Organisationsfähigkeit und Hilfsquellen-Fonds reichhaltig genug sind, um solche Riesenmengen einzulieiden und zu bewaffnen. Jeder Tag bringt aber genigend Beweise dafür, daß dies nicht der Fall ist. Neuere Schätzungen unterrichteter japanischer Quellen geben die Stärke der Tschungling-Armee mit 7 Millionen Mann an, die in 34 Divisionen eingeteilt sind, dazu 20 unabhängige Brigaden und 72 Stöbrigaden, von denen jedoch nur ein Drittel, nämlich 108 Divisionen zu den sogenannten zentralen Verbänden Tschunglings gehören, die direkt unter der Kontrolle Tschunglings stehen. Die restlichen zwei Drittel dagegen sind Provinzialverbände unter dem Kommando von örtlichen Führern, von denen die meisten keinen direkten Kontakt mit Tschungling haben, und deren Truppen in keiner Weise dem Standard der zentralen Verbände entsprechen.

Der Tschungling-Präsident gestorben

Kanling, 1. Juni. Der Präsident des Tschungling-Regime Lin Sen ist am 31. Mai im Alter von 82 Jahren einem Schlaganfall erlegen. Er war im Jahre 1931 zum Präsidenten ernannt worden.

Sterbepeld für Eltern von Gefallenen

Zum Bezug von Sterbepeld nach der Reichsversicherungsordnung sind nachstehender Ehegatte, die Kinder, der Vater, die Mutter und die Geschwister berechtigt. Voraussetzung ist, daß die genannten Personen mit dem Verstorbenen zur Zeit seines Todes in häuslicher Gemeinschaft gelebt haben. Im Hinblick auf die Sterbepeldanträge von Angehörigen Gefallener ist im Laufe des Krieges bereits für eine großzügige Auslegung des Begriffes der häuslichen Gemeinschaft gefordert worden. So erhalten die Witwe und die Kinder des Verstorbenen Sterbepeld auch dann, wenn sie wegen Schwierigkeiten bei der Beschaffung einer Wohnung infolge der Kriegsverhältnisse, z. B. bei Kriegstraining, Fernwohnung, Dienstverpflichtung, mit dem Verstorbenen nicht in häuslicher Gemeinschaft gelebt haben. Entsprechende Anweisungen an die Träger der Frontversicherung und die Versicherungsbehörden sind schon im Jahre 1940 ergangen. Eine weitere Klärung ist jetzt für die Eltern erfolgt. Nach einem neuen Erlass des Reichsarbeitsministers ist dem Vater oder der Mutter des Verstorbenen das Sterbepeld zu gewähren, auch wenn sie nicht in häuslicher Gemeinschaft mit dem Verstorbenen gelebt haben, es sei denn, daß andere Versicherungsbedingte vorhanden sind, bei denen diese Voraussetzung erfüllt war. Die Eltern erhalten also auch dann Sterbepeld, wenn sie mit dem Verstorbenen niemals in häuslicher Gemeinschaft gelebt haben. Es steht ihnen aber kein Anspruch auf Sterbepeld zu, wenn Geschwister des Verstorbenen vorhanden sind, die mit ihm zur Zeit des Todes zusammenlebten. Wenn die Eltern keine häusliche Gemeinschaft mit dem Verstorbenen hatten und sonstige Versicherungsbedingte nicht vorhanden sind, kann das Sterbepeld nachweislich auch dem Großvater, der Großmutter, dem Vorgesetzten oder der Vorgesetzten des Verstorbenen zugewiesen werden, wenn dies den Erfordernissen der Billigkeit entspricht. Der Assistent wird dadurch in die Lage versetzt, in bestimmten besonders gelagerten Fällen nach der Billigkeit zu entscheiden.

Abmliche Zustellung von gewöhnlichen Briefen aufgehoben

Die förmliche Zustellung von gewöhnlichen Briefen (§ 27 der Verordnung) ist auf Grund der Verordnung des Reichsministers der Post über Kriegsmaßnahmen auf dem Gebiete der bürgerlichen Rechtspflege bis auf weiteres aufgehoben worden.

Um die Seefahrt und Seegelung und den hierfür notwendigen Nachschub zu sichern, hat der Reichsregierungsmittler im Einvernehmen mit dem Oberkommando der Kriegsmarine zum Stagerat-Zuge 1943 einen Wilhelm-Bauer-Preis von 5000 RM. und einen Admiral-Baigen-Preis von 3000 RM. gestiftet.

AUS KARLSRUHE

Die Stimme der Großstadt

Wenn man mittags ein kleines Schälchen tut, um zwischen den einzelnen Arbeitsstunden auszuruhen, und auf seiner müdierten oder schöner noch eigenen Ruhepause — man soll sich deutlich ausdrücken, sonst würde ich Gough sagen — ausgebreitet liegt und die Augen schließt, dann kommt so ein Dämmerzustand über einen, so ein seltsames Entzücksein. Man fühlt sich wie in einer silbernen Wolke hochgehoben und aller Erdenlasten befreit. Von ganz fern bringt der Rhythmus der Stadt, das Treiben der Menschen zu einem hinauf. Und davon eben will ich erzählen, denn es ist etwas eigenes um die Laute der Menschen und um das rastlose Leben einer Stadt, wenn man sozusagen aus ihrem Dämmerzustand gewicher ist und sie wie eine fremde Welt in die Träume hineinlingt, wie eine Brandung, die einen nicht mehr erschrecken kann.

Da tappen die Menschen auf dem Pflaster vorbei, das die schöne, braune, bunte Erde verbringt und wie lauter leichte Kavallerie hallen ihre Tritte hinauf. Dieser schritt eine Fahrradklingel, und riesengroß kaputtelt da eine dunkle Gestalt auf einen zu — man fährt hoch, starrt den halbblinden Raum an — lächelt und schließt die Augen — so, so müde. Gespenster in der Mittagsstunde? Ein Summen und Singen erfüllt die Luft. Wer spielt so lustig auf den Seiten der Großstadtsteige? Da, ein Trompetenstoß: „Mutti, Mutti! Heäää...“ Eine Flut von Tränen ist demütlich diesem melodiösen Fanfarenstoß gefolgt, man malt sich Bilder aus, nur Träne greifen einen an, man hört und man hört doch. Liebergroß wird die Phantasie. „It — egg, it — egg“, so etwas kann einen wahn-sinnig machen, selbst wenn man nichts anderes zu tun hat, als sich auszuruhen. Die Straßenbahn, auch sie singt ihr Lied, sie singt eigentlich die Arie des Tages. Und dann — wie selten heute — ein Auto brummt durch den Mittag. „It — egg, it...“ Ich werde irreführend, wenn das nicht bald aufhört!

Eine Zeitlang liege ich noch mit offenen Augen und schaue den Sonnenhöckchen zu, die sich durch die Gardine schieben, wie sie jähren und sich verändern! Ein ewiges Jähren und Wechseln liegt über dem Treiben der Großstadt. Erst wenn man einmal versucht, über ihr einzuschlafen und halb im Dämmer horcht auf ihre feinsten Stimmen, dann bekommt man fast Angst vor ihrem unruhigen Herzen und wundert sich, daß man ein Teil ihrer selbst sein kann. „It — egg, it — egg“, nun wird es aber Zeit, auch mir ruht die rastlose Stimme, und ich folge ihr. Doch wenn man draußen lauert, dann verwehrt sie einem ihre Antwort. G. B.

Der Doppelstern im Westen

Wer in den letzten Wochen den Abendhimmel beobachtet, konnte ohne Schwierigkeit das Zusammenfinden der beiden hellsten Sterne des Westens feststellen. Heute abend um 19 Uhr wird nun ihr Abstand am kleinsten sein und zwar geht der Planet Venus, der Abendstern, in einem Abstand von etwa vier Vollmondbreiten, genau von 2 Grad 8 Min. südlich an dem Planeten Jupiter vorbei und in den nächsten Tagen weiter nach Osten zu entziehen. Venus hat zu dieser Zeit einen Abstand von 140 Mill. Kilometer von der Erde, Jupiter aber 800 Mill. Kilometer. Die Begegnung ist also, wie die meisten Begegnungen am Himmel nur scheinbar. Bester Beobachtungsort für diese Begegnung ist ein einmal Auschau nach den vier Jupiter Jupiternorden halten, die sich in einer Ebene um den Jupiter lagern und deren Bewegungen leicht beobachtet werden können. K. B.

Voranzeigen

Badisches Staatstheater. Im Großen Saal heute 19.00 Uhr geschlossene Vorstellung der „Die Frierer“. Am Mittwoch 19.00 Uhr „Die ungarische Frau“. — Im Kleinen Theater am Mittwoch 19.00 Uhr „Die ungarische Frau“.

Verrostete Revolver und scharfge Degen

Schatzsuche im Müll sinnlos geworden

In Berlin gibt es was ganz Besonderes: das Müll-Museum. Es steht in Schöneberg. Man liegt nicht hinter dem Glas der Vitrinen einsehbar der Müll. Ausgebreitet in den Glasfästen und aufgehängt an den Wänden sind, wie die Museumsleitung sich gewöhnt ausdrückt, Gegenstände, die aus dem Hausabfall geborgen werden. Diese Gegenstände, die sich im Müll offenbar sehr an Plätze fühlen, sind, von ihren Vorbesitzern einst aufgegeben, in Schöneberg zu einem neuen, musikalisch verklärten Leben erwacht. Verbessern wir also ruhig die Berliner und nennen wir ihr eigenartiges Institut ein „Müll-Kuriositäten-Kabinett“. Das ist eine klare Sache. Jede Stadt, auch unsere, hätte vor dem Kriege das gleiche Schaubild zusammenstellen können.

Heute allerdings ist die Zeit dazu verpaßt. Alles, was irgendwie noch verwertbar ist, scheiden unsere Hausfrauen bereits vorher aus. Nur wirklich nutzloses Zeug landet in der Mülltonne. Heute könnte auch die Reichshauptstadt jene Schätze nicht mehr auf die Beine kriegen, die dem kaudennden Besucher eine Varenmüde der Garde Napoleons, einen Admiralsstut und die verchiedensten Helme, solche aus den Armeen der früheren deutschen Bundesstaaten und solche aus den Tropen, zeigt. Selbst der verhöfliche Zylinder, der einstmal jede Schutzhülle zierte, der von Natur aus einem bedenklischen Hang zum Müll zu frönen schien, feiert jetzt zwischen den Reichswälfen einer Fabrik seine Wiederkehr.

Gar die Dinge aus Metall, die haben in unserer rohstoffreichen Zeit strengstes Zutrittsverbot zum Müll. Das Berliner Müll-Museum konnte noch eine ganze Waffenammlung aus dem Abfall erwerben. Es besitzt sogar ein Samurajschwert. Immer schon und überall sind Waffen von plötzl. Angstlich Gemordeten auf die unpersonlichste Art beiseite geschmuggelt worden durch den vertöhlenden Wurf auf den Müllhaufen. Verrostete Revolver und scharfge Degen gab vor-mals jede Großstadt Jahr für Jahr zu Hunderten von sich. Sie

flirrten und klapperten im Verein mit den gar nicht geachteten ver-beulten Konservendosen, wenn die Müllwagen entleert wurden. Das ist nun für immer verklungene häßliche Melodie. Der Mensch hat gelernt, daß vieles, von dem er sich mit raschem Entschluß oder völlig achtlos trennte, für das Allgemeine noch größten Wert besitzt. Selbst Lumpen und Altpapier, einstmals der wesentliche Bestand-teil des Kehrichts, haben bessere Wege gewandt, als den Tod des Verbrennens und Vermordens.

Sicher kommt es auch jetzt noch vor, daß Dinge von Wert durch einen unglücklichen Zufall unter den Müll geraten. Sicher gibt es noch den einen oder anderen Zeitgenossen, dem das Gefühl der Ver-antwortung für die Gesamtheit nicht tief genug sitzt, um ihn zum sorgfältigen Aussondern der verwertbaren Substanzen anzuhalten. Aber diese kleinen Schönheitsfehler werden dort ausgemerzt, wo der Müll zusammenkommt. Gibt ein Brillant in der Urne, so wandert er aufs Fundbüro. Kommt eine Zinntube zum Vorschein, so wird sie hier in letzter Sekunde von den scharfen Augen und fleißigen Händen, die den Abfall einer scharfen Kontrolle unterwerfen, für die Altmaterialsammlung gerettet. Nur ganz wenigen Dingen ge-stattet man den langsamen und langwierigen Abgang ohne Wiederbeurt, den beschädigten Schillerbüchsen aus Gips etwa, und den zerbrochenen Blumenbüchsen. Schuppen, Metalle, Papier, Korken, Leder, verstaumte Weder, durchgebrannte Bratpfannen werden feinstäublich heraus-gelesen aus den Schuttbergen. Dort, wo man diese mühsliche Übung schon lange kennt, wird festgestellt, zum Lobe der Hausfrauen, daß die Beute an Altkloffen gegenüber früher auf einen ganz geringen Bruchteil sank. Die Glasstücke für ein Müll-Museum, die eine sorglose Vergangenheit spendete, haben sich völlig aus dem Abfall zurückgezogen. Gerade jetzt wieder die Altpapierammlung, — wie sorgfältig der Kampf gegen jegliche Verschwendung organisiert ist. E. B.

Kurz notiert - schnell gelesen

Wir gratulieren. Seinen 80. Geburtstag feiert heute, 1. Juni, Franz Springmann, Oberpostschaffner a. D., Kornblumenstr. 5. **Otto Wagerath** wurde eingeladen, das 3. Serenadenkonzert, das am Mittwoch, den 2. Juni, abends 20 Uhr, auf dem Schlosshof zu Heidelberg stattfinden, zu dirigieren. Das Programm trägt den Titel „Altitalienische und deutsche Meister“.

Zum Solistkonzert im Staatstheater. Das „Concerto gregorianum“ für Violine und Orchester von Ottorino Respighi, das Helmut Heller (s. B. Behrmann) im Solistkonzert des Staatstheaters am Sonntag, den 6. Juni, 10.30 Uhr mit der Staatskapelle unter Walter Hindelangs Leitung spielen wird, verdient wegen seiner Neuartigkeit und als repräsentatives Werk des zeitgenös-sischen italienischen Musikschaffens ein besonderes Interesse.

Königtreuenunterstützungen. Die Königtreuenunterstützung für die Ortsgruppe Ruppurt findet am Mittwoch, den 2. Juni in der Turnhalle der Reuen Schule in Ruppurt statt. Von 9—11 Uhr für Frauen; von 14—15 Uhr für schulpflichtige Knaben; von 15 bis 16 Uhr für schulpflichtige Mädchen; von 16—18 Uhr für Frauen; von 19—20 Uhr für Männer und berufstätige Frauen.

Alterstreffen in Karlsruhe. Unter der Leitung des Sporttrei-führers Prof. Wilh. Bender tagten die Vereinsführer und die Fachwarte der Leibesübungs treibenden Vereine des Sporttreifes Karlsruhe, um dem Alterstreffen 1943, das am 25. Juli in Karlsru-he durchgeführt wird, Form und Gestalt zu geben. Mit der Organisation wurde Kreisprezident Kurt Seidel beauftragt. Als vorläufiges Meldeergebnis können heute schon 65 Gerätebrei-temper, 96 Teilnehmer am Leichtathletikdreikampf, 11 Faustball-

mannschaften und 5 Fußballmannschaften bekanntgegeben werden. Auch Kriegsveterane können an diesen Kämpfen teilnehmen. Mit diesem Alterstreffen wird der Gemein geliefert, daß die alten Turner und Sportler mit unerminderter Liebe bei ihrer Sache sind, wenn es gilt, sich zum sportlichen Wettkampf zu stellen. Nicht nur Fünfzig- und Sechzigjährige, sondern Siebzig- und Achtzigjäh-rige werden an diesjährigen Alterstreffen teilnehmen.

Soldatenschutz auch für den Arbeitsurlauber

Zu den Schutzbestimmungen für Einberufene ge-hört, daß die Beschäftigungsverhältnisse als Gefolgschaftsmitglieber grundsätzlich von der Unternehmerrseite unänderbar sind. Aus-nahmen kann nur der Reichsarbeitsminister der Arbeit zulassen, als dessen Beauftragter im Bereich der privaten Wirtschaft jetzt der Leiter des Arbeitsamts zuständig ist. Das Reichsarbeitsgericht hat nun mit Entscheidung vom 5. März 1943 (RAB. 15142) festgestellt, daß dieser Schutz auch für den Arbeitsurlauber gilt. Der einberufene Gefolgsmann, der zur Arbeitsaufnahme beurlaubt wird, bleibt trotz weitgehender Lockerung der Beschäftigungsverhältnisse Soldat im Sinn der Kündigungsbestimmungen, und zwar un-abhängig davon, ob der Urlaub für längere oder längere Zeit erteilt und ob er zu Erholungszwecken oder zur Arbeitsaufnahme gewährt worden ist.

Zur Spinnstoff- und Schuhsammlung 1943

Zeichn. Leonhardt



Selbst der Landstreicher...
„Sieh da, auch Er bringt seine Pelerine zu Spinnstoff- und Schuhsammlung 1943“

Rund um den Turnberg

Die Jugend maß ihre Kräfte

Der Tag der deutschen Jugend sah auch die Buben und Mädchen Durlachs nahezu reiflos auf dem grünen Rasen, des Platzes der Turnerschaft Durlach an der Gröbinger Straße. Es dürften wohl mehr als 600 Angehörige des Jungvolks und der Jungmädchen ge-wesen sein, die am Samstag dort ihren Dreikampf erlebten. Die beste Zeit im 60-Meter-Lauf wurde bei den Knaben mit 8,0, bei den Mädchen mit 9,1 Sek. gemessen. In der Leistungsschau am Nach-mittag gab es u. a. ein Handballspiel zwischen dem Fünftklässler 46 und 47 zu sehen, das mit 10:5 Toren endete. Ein Fußballwettkampf zwischen Aue und Durlach erbrachte ein 7:0-Mehlfußball. Der Sonntag-vormittag sah die J. und den B.W.M. im Wettkampf. Hier wurden gute Handgranatentwerfer erzielt. Auf den Schießständen des Leibgrenadier-Bataillons war mittlerweile der Mannschaftsstaffel im Schießen absolviert worden. Die Leistungsschau am Sonntag-

nachmittag begann mit 100-Meter-Läufen. Auch der 1000-Meter-Lauf war eine einwandfreie Angelegenheit.

Eine 4mal-75-Meter-Staffel zwischen den Jungmädchen und dem B.W.M. war eine tollere Sache der Jungmädchen, die prächtig liefen. Ein Handballspiel zwischen Durlach und Gröbinger endete mit einem 7:3 (0:2)-Sieg, während ein Fußballspiel zwischen J. und den B.-Führern ein 1:1 erbrachte. Damit war das anstrengende Tagesprogramm erschöpft. Standortführer Jittel sprach den zur Flaggenparade angetretenen Jungen und Mädchen wie den Mit-arbeitern Dank und Anerkennung für die Leistungen aus.

Was bringt der Rundfunk?

Mittwoch. Reichsprogramm: 12.35—12.45 Der Bericht zur Lage, 12.45—14.00 Solohonzert aus Hannover, 14.15—14.45 Das deutsche Land- und Unterhaltungsorchester, 14.45—15.00 Wilfried Krüger spielt auf, 15.30—16.00 Kon. S. Or. Bad bis Schumann (Lied- und Kammermusik), 16.00—17.00 Das Buch der Zeit, 18.30—19.00 Der Zeit-spiegel, 19.00—19.15 Viceadmiral Sägow: „Seetrag und Seemacht“, 19.15—19.30 Frontberichte, 20.15—21.00 Musikalische Rahmenerei, 21.00 bis 22.00 Eine bunte Stunde. Deutlich lauten der: 11.30—12.00 Heber Sand und Meer, 17.15—18.30 Tonisch, Sport, Kollertis (Stun-fische Musik), 20.15—21.00 „Altkameres Erde“, W. A. Mozart, 21.00 bis 22.00 Musikalische Schallplatten.



4. Fortsetzung
Der merkwürdige Klang in seiner Stimme — war es Bitterkeit oder Trauer? Sie konnte sich nicht klar darüber werden.
Der Mond warf schale, weiße Streifen ins Zimmer. Im Garten schrie ein Käuzchen.
Monikas Herz klopfte laut und in einem Rhythmus, der ein bißchen weh tat. Vor Enttäuschung, vor Erwartung. Sie mußte es selber nicht recht.
Der Mondstreifen wanderte langsam durchs Zimmer, über ihre Bettdecke, über ihre Hände, und nun lag er auf ihren Augen. Un-wirklich, verschwommen wurden alle Gegenstände im Zimmer. Die Nacht war voll unruhiger Geräusche.
Monika konnte nicht schlafen. Irgendwo schlug eine Uhr dumpf viermal, und dann kam ein einzelner, hell nachklingender Schlag. Sie drehte ihr Kopfchen um, daß die kalte Seite nach oben kam, und begann zu zählen. Zählen und nichts mehr denken, nichts mehr fühlen, das half eigentlich immer.
Als sie bei dreißig war, hörte sie ein leises Geräusch auf dem Flur. Schritte, die langsam und vorsichtig sich ihrer Tür näherten. Monikas Herz, das sich beinahe in die Unabänderlichkeit des Schlafensmenschen gefunden hatte, schlug irrtümlich rasend los. Wer ist denn jetzt noch auf? In dieser Stunde wohnt doch niemand außer mir. Wer schleicht denn in dieser vorsichtigen Weise durch die Gänge? Überlegte Monika und konnte sich nicht vorstellen, wer es sein sollte. Tante Neas Erzählungen fielen ihr ein, als die schiefen Schrittschritte vor ihrer Tür hallten.
Monika setzte sich, jedes Geräusch vermeidend, im Bett auf und starrte mit angstvollen Augen auf ihre Türklinke, die sich ein wenig leuchte.
Sie erwartete irgend etwas Entsetzliches, Grauenhaftes, und

fühlte an ihrer Schmerzhaft, wie im Alptraum gelähmten Stimme, daß sie nicht einmal würde schreien können.
Von der Tür her kam ein leises Knacken!
Monika hörte ihr Blut rauschen. Ihr Herzschlag setzte aus. Da begann das leise Schleichen wieder. Die Schritte entfernten sich!
Monika horchte den langsam schürsenden Schritten nach. Das Geräusch wurde leiser und leiser und verlang.
Nach langer Zeit sah sie auf ihre Uhr. Das Leuchtzifferblatt auf Monikas Nachttisch zeigte halb zwei.
Monika wachte, daß sie nicht einschlafen würde, bevor sie sich nicht von der Harmlosigkeit ihrer Umgebung überzeugt hatte. Sie sprach sich selber Mut zu und stand auf. Auf bloßen Füßen ging sie leise zum Kamin und nahm die schwere Bronzefigur, die ein trübendes Mädchen darstellte, in die Hand. Dann schritt sie, sehr vorsichtig, zur Tür und drückte mit einer raschen Bewegung die Klinke herunter.
Die Tür gab nicht nach! Sie war verschlossen!
Man hat mich eingeschlossen, dachte Monika und wurde vor der Unabänderlichkeit dieser Tatsache ganz ruhig. Sie klemmte, so gut sie konnte, einen Stuhl vor die Tür und ging wieder in ihr Bett zurück. Das Bronzemädchen nahm sie für alle Fälle mit.
Dann sah sie mit angezogenen Knien im Bett und wartete.
Stunde um Stunde verging! Die Mondklinke wurde blaß und traktlos. Die Sterne verloren ihre Strahlen.
Nur bevor die Sonne aufging, in der ersten Morgendämmerung, fand Monika langsam auf ihre Kissen zurück und schlief ein.
Sie erwachte erst, als bereits helle Sonne ins Zimmer schien. Ihre rechte Seite schmerzte fürchterlich. Knappende Bronzemädchen fliegen nicht die Nachgiebigkeit von Daunentissen zu haben.
Langsam besann sich Monika auf die Schrednisse der Nacht, sprang mit beiden Beinen gleichzeitig aus dem Bett und lief zur Tür. Sie war unverhofft!
Auf der Diele lief der Staubsauger, und von fern hörte man das Füßchenmädchen mit dem Milchmann schlafen.
Wahrscheinlich habe ich alles geträumt, dachte Monika, oder ich habe vor Angst die Tür nicht richtig aufgedrückt.
Und wenn ihr auch eine kleine Unschicklichkeit und ungewöhnliche Schredhaftigkeit in den Wiedern lag, so sah sie doch eine Stunde

später am Frühstückstisch Vennart Bergfors gegenüber und verlor nicht ein Wort über das Erlebnis der vergangenen Nacht.
„Sie sehen müde aus“, sagte Per Ekdahl, als er sein Motor-bool neben ihre Jolle legte.
„Ich habe schlecht geschlafen“, antwortete Monika, „oder viel-mehr schlecht geträumt“, verbesserte sie sich.
Per Ekdahl warf ihr einen nachdenklichen Blick zu.
„Im Haus Bergfors sollen schon mehrere Leute schlecht geträumt haben“, sagte er dann langsam. „Es ist ein etwas sonderbares Gebäu-de!“
„Ansim!“ meinte Monika, und versuchte zu lächeln. „Es ist ein besonders schönes Landhaus!“
„Wieso Ansim?“ fragte Per Ekdahl zurück. „Sehen Sie, das Haus hat beispielsweise einen neuen Seitenflügel, einen riesigen Anbau, der beinahe so groß ist wie das Landhaus selber. Hat Ihr Onkel Sie schon einmal durch diese Räume geführt?“
„Nein! Wozu auch? Der Flügel wird ja nicht benutzt“, sagte Monika abwehrend.
„Ach“, staunte Per Ekdahl. „Woher wissen Sie denn das so genau?“
„Ich weiß es nicht, aber ich nehme es an“, antwortete Monika. „Sie nehmen es an, weil Sie nie eine Tür entdecken, die in den Flügel hinüberführt... Sie nehmen es an, weil nie davon gesprochen wurde... Sagen Sie, haben Sie in der Villa Bergfors einmal einen kleinen, buckigen Mann gesehen?“ fragte Per weiter.
Monika betrachtete ihn mit fest aufeinandergepreßten Lippen.
„Warum interessieren Sie sich eigentlich so sehr für das Haus meines Onkels?“ fragte sie. „Ich weiß von Ihnen nichts, als daß Sie einen Herrn Rittersson kennen, der...“
Blötzlich verhebberte sie sich und wurde rot.
Pers Augen wurden schmal.
„Der?...“ fragte er gehöhnt.
„Der mich auf den Fuß getreten hat“, ergänzte Monika etwas lahm, „und daß Sie ein Motorboot besitzen, mit dem Sie meine Jolle aus der Flaute ziehen können. Ist das nicht ein bißchen wenig? Oder finden Sie wirklich, daß Sie auf Grund so naher Bekanntschaft das Recht haben, mir über den Haushalt meines Onkels so merkwürdige Fragen zu stellen?“ (Fortsetzung folgt)

